

(Nachdruck verboten.)

1) Die schöne Andrea.

Erzählung von Karl Busse.

Die schöne Andrea Falk spitzte die Lippen, als wollte sie pfeifen, und sah an Bogdan Konarski vorbei die Chaussee entlang.

Die Chaussee war hügelig; man konnte sie nicht weit überblicken. Zu beiden Seiten schloß der Wald sie ein. Auch er stieg und fiel unregelmäßig.

„Pani!“ sagte der Bursch, um die schöne Andrea zu erinnern, daß er auch noch da sei. Seine groben, ausgearbeiteten Hände zogen den breiten Traggurt hin und her über den Schultern.

„Seht Ihr den Vater schon?“ gab sie zurück.

„Er kommt auch so. Er kommt jeden Tag. Ich aber habe Euch nur selten. Erinnert Euch, daß Ihr mir eine Antwort schuldig seid.“

Da bog sie das Gesicht ihm zu. Es war von feiner, heller Bräune, wie man sie wohl bei jungen Zigeunerinnen sieht, und edel geschnitten. Frei und hoch waren die Brauen geschwungen und neigten sich weit zueinander. Darunter die Augen, dunkel, tief, unbeweglich — aber es wußte jeder Bursch im Dorfe, daß dieses Dunkel hin und wieder glänzen und brennen konnte, als würde es von innen durchleuchtet. Jetzt jedoch war es nur unbewegliches Dunkel. Und ein stiller Hochmut stand in dem Antlitz.

„Drei Häuser weiter,“ sprach sie. „Sagt dort das selbe, und ich höre den Jubel bis hierher.“

„Wenn ich drei Häuser weiter wollte, wäre ich nicht hier stehen geblieben.“

„Vielleicht waret Ihr müde. Die Karre wird schwer sein.“

Der Bursch drehte langsam den Kopf. Am Rand der Straße stand ein Schubkarren. Das Holz war hoch aufgeschichtet und mit Stricken gegen das Abgleiten gesichert.

Seine Brust dehnte sich.

„Man sorgt für den Winter. Es wird kalt werden, Pani. Und leicht war es nicht, das Holz bis hierher zu kriegen. Aber die Mutter ist alt. Wer weiß, wie lange sie noch lebt! Mir hilft keiner!“

„Und deshalb,“ fuhr Andrea statt seiner fort, „dachtet Ihr: eine Frau wäre nicht schlecht. Sie könnte ziehen, sie könnte helfen. Man spannt sie als Pferdchen vor . . . hü, das geht fixer. Gerade muß ich dastehen: so kamt Ihr heran.“

Bogdan Konarski brachte die Worte nicht glatt heraus. „Weiberjungen sind schneller als Mannsgedanken,“ erwiderte er. „Ich habe über ein Jahr bei mir nachgedacht. Ihr seid stolz und habt zu schöne Hände. Schöne Hände sind schlechte Arbeiter. Da, seht — die guten Arbeiter sind so!“ Er streckte ihr die harten, mächtigen Pranken hin und lachte ruhig bei sich. „Eine Prinzessin kann ich nicht brauchen. Meine Frau muß arbeiten. Und wenn sie die Karre ziehen hilft, ist die Last leichter. Die Pani Madurowicz weiß das!“

Eben bog ein anderer Karren aus dem Walde. Vorn ein junges Weib, das sich mit Brust und Schultern stark in die Stricke legte, während der Mann hinten schob. So kamen sie rasch vorwärts.

„Seht, Pan,“ sagte das Mädchen plötzlich, „das gefällt Euch. So möchtet Ihr es auch haben. Drei Häuser weiter, und Ihr habt es so. Warum wollt Ihr mich? Glaubt Ihr, ich lasse mich vorspannen? Bis jetzt habe ich's nicht gebraucht, und wenn ich heirate, will ich's besser haben, nicht schlechter. Das versteht Ihr doch! Warum also viel Worte? Als Vorspann bin ich zu gut!“

Bogdan Konarski blickte lange zur Erde. Dann spuckte er in die Hände. „Wie Gott will! Also Einspänner. Schwer, schwer — jedoch es geht alles. Da kommt auch Euer Vater. Er bestärkt nur immer Euern Hochmut, Pani. Nach wem Ihr seht, weiß ich. Das ist der Grünrod aus dem Walde. Grün ist die Hoffnung; alle Karren laufen danach.“

„Was kümmert Ihr Euch um meine Angelegenheiten, Pan Bogdan?“

„Dachte immer, es sind auch meine! — Nun, wie geht's der Stadt, Euer Wohlgeboren?“

Das letzte rief er dem Vater der schönen Andrea zu, der eben auf seinem Fuhrwerk heranfam.

Ein absonderliches Gefährt. Ein kleiner, alter Esel zog den kleinen, alten Wagen. Weil der Sitz zu niedrig war, mußte Valentin Falk die Beine stets weit nach vorn ausstrecken. Hinter ihm klapperten bei jeder Umdrehung der Räder die leeren blechernen Milchkannen.

„Der Stadt,“ sagte er nickend und grüßend, „geht's besser als mir. Sie steht fest, wie sie gestanden, und fällt nicht. Ich aber schwante wie betrunken. Wald, Freundschen, kann ich mir selbst Maß nehmen zum Sarge. Kurios, kurios — man glaubt, es war vor kurzem, daß man den ersten machte. Und nun soll der letzte kommen.“

Neckend war er herabgeklüffert und rieb sich die Beine. Dann schirrte er den Esel ab.

„Seit wann unkt Ihr so, Gebatter?“ fragte der Bursch. Er befestigte den Traggurt schon an den Griffen der Karre.

„Seit es in mir sitzt. Hü, Anton — genug für heut. Man verträgt den Stall in Deinen Jahren. Natürlich — junges Blut friert nicht. Brennt das Blut, brennt die Liebe. Was meinst Du zu Andrea, Freundschen?“

Bogdan Konarski hatte mit schwerem Ruck schon die Karre erhoben. „Es wird lange dauern, bis der Prinz für sie kommt, Gebatter,“ rief er, ohne sich umzusehen. Neckend drehte sich das Rad.

Die schöne Andrea blickte unverwandt nach dem Walde. In letzter Nachmittagssonne flammte das rote Laub der Buchen und rieselte, lichtgetroffen, in den Herbstwinden nieder. Ueberall nur dieses brennende Rotbraun, in das sich, jenseits der Chaussee, die mattgrünen Wipfel der Kiefern mischten. Sie aber stand und sah, ob nicht zu diesen beiden Farben sich eine dritte gesellen wollte: ein helleres Grün, wie es Julian Libelt, der Förster, trug.

An ihr vorbei trabte Anton, der Esel, nach dem Stalle. Ihr Vater folgte mit den leeren Milchkannen. Er hatte trübe Augen. Sie erhellten sich nur, wenn sie auf Andrea fielen.

Julian Libelt war Unterförster in herrschaftlichen Diensten. Wenn er in seiner Uniform, die Plinte über der Schulter, durchs Revier ging, liefen ihm mehr Mädeln über den Weg als Hehe. Kein Wunder: wo gab es auf Meilen einen zweiten so hübschen und forschen Kerl? Selbst die Schulzentochter in Laslowice wäre gern Pani Libelt geworden.

Sie war nicht so schön wie die schöne Andrea Falk. Aber sie brachte eine Geldtase mit und Andrea nur einen Esel. Eine böse Geschichte. Böse besonders seit ein paar Tagen! Denn vorher —

Er machte die Augen zu. Wie sie warm an seinem Hals hing: „Zulek!“ Wie das Brennen in die dunklen Augen kam: „Zulek!“ Wie sie küßte, die schöne Andrea! Keine war ihr vergleichbar.

Und der Alte, der Tischler, Milchfahrer, und was er sonst noch war, hatte gelächelt. Niemals war aus ihm Klug zu werden. Die einen versicherten, er hätte nicht nur ein Kapitälchen auf der Sparkasse, sondern auch sonst noch mancherlei ausstehen. Die anderen hingegen meinten, er quäle sich gerade so durch und wäre ein lustiger Hungerleider. Julian Libelt neigte sich der ersten Ansicht zu. Aber für alle Fälle hielt er auch die Schulzentochter noch am losen Fädchen.

Da war vor ein paar Tagen etwas geschehen, was ihn recht verstört hatte. Er war schräg durchs Revier gegangen, auf die Chaussee zu. Sprang da ein Wild? Wer lief so? Ein klingender Aufruf. Ein stotternder Schritt. „Zulek!“ Und weinend hängt ihm die schöne Andrea am Hals.

Was ist los, wo brennt's? Ach, sie kommt vom Doktor. Der Vater will sterben. Hat immerzu gehohelt, am eigenen Sarg. Bis er hinfällt. Der Doktor will morgen nachsehen.

Küsse und Tränen — es schmeckt bitter durch alles Süße. „Geh' mit! Rette ihn!“

Lieber Gott, die Weiber — wenn sie einen lieb haben,

trauen sie einem alles zu, selbst Wunderkraft. Aber wer kann widerstehen?

Die Alte humpelt; der Tischler liegt im Bett, im biden, schmergefüllten Bauernbett. Als er die beiden reinkommen sieht, lachen seine Augen. Sin und herreden, aber zum Schluß immer: „Kurios, daß man sterben muß!“ Und leise plötzlich: „Schaff die Weiber raus, Libelt!“

Schön. „Wir sind beide grauköpfig, der Esel und ich. Aber Anton überlebt mich. Lange wird's auch bei ihm nicht dauern. Meine Frau — krank, krank. Hundert Jahre kann sie dennoch werden. Sie ist zäh. Bleibt noch eine, die Ihr kennt!“

Wieder lachen die Augen. In seiner schönen Tochter hängt das Herz des Tischlers und Milchfahrers.

„Was wird aus ihr?“ Eine Handbewegung. „Wie steht Ihr? Morgen, übermorgen ist's aus. Könnte also werden!“

Peinlich für einen Ehrenmann, so direkt gestellt zu werden! Was sollte ich anders tun? denkt der Förster. Ich habe die Hand aufs Herz gelegt.

„Ich meine nicht, ob Ihr liebt,“ sagt der Kranke da. „Das kann jeder . . . solch Mädels! Aber heiraten, Freundchen! Euret wegen hat sie viele fortgeschickt.“

Ja, ja — es wäre der höchste Wunsch, am liebsten gleich. Ach, die große Liebe! Aber — je nun . . . man müßte doch erst wissen . . . Kurz und gut, der Herr Gebatter hätte ja selbst gesagt: Lieben sei kein Kunststück, aber heiraten. Zum Lieben gehört nur das Herz — hier schlägt es, hier ist es —, aber zum Heiraten Geld. Wie es damit wohl stünde . . .

Eine Bewegung von Daumen und Zeigefinger, die sich beide zärtlich reiben. Eine Andeutung von der Schulzentochter . . .

Zimmer tiefer scheinen die Augen in das Krankengesicht zu sinken. Der Tod macht dem Van Fall einen Strich durch die Rechnung. Noch ein Jahr Leben — und seine Andrea wäre Frau Libelt gewesen. Man hätte den Förster hingehalten. Und Heirat war Heirat. Aber nun konnte er seine Rolle nicht zu Ende spielen. Starb er, kam doch alles raus.

(Fortsetzung folgt.)

Schillerfeier.

Von den hunderttausend Mark, die zur Ausstattung des Schiller-Lagers auf dem Gendarmenmarkt benötigt wurden, waren einige zwanzigtausend Mark eingekommen. Etwa 140 000 M. waren ausgeben worden, die einstweilen fehlende Summe hoffte man bis zu dem bevorstehenden 150. Geburtstag Schillers zu tilgen; das leitende Komitee sollte bis dahin zusammenbleiben.

Sämtliche Maskengarderoben Berlins waren ausverkauft. Auf dem Gendarmenmarkt tummelte sich ein Jahrmarkt Schillerfester Gestalten, herrlich anzuschauen wie Klaffen, die man in der Mittagssonne aus dem Schuppen über die Straße schleppt.

Die feinsten Spitzen der Behörden waren vollzählig beisammen. Alle Garderegimenter waren durch Abordnungen vertreten. Die Stimmung war außerordentlich. Man sprach nur im Jambischen Tonfall.

Das Schauspielhaus war zu Ehren des Tages mit einem geschmackvollen Goldbronze-Überzug versehen worden. Außerdem waren überall bunt leuchtende Pappäpfel angebracht — ein sinniger Einfall, der auf die historische Tatsache hindeutete, daß Schiller nur dichten konnte, wenn er einige Äpfel im Schubfach liegen hatte, die allerdings, da es ihm immer an Geldmitteln fehlte, leider meistens faul waren. Aus dem gleichen Grunde waren über den ganzen Platz schwarz-weiß-rote Schnüre gezogen, an denen in geschmackvollem Wechsel Ringäpfel, goldene Lorbeerblätter, preußische und Reichsadler aufgereiht waren.

Die Feier begann mit einem Massengesang von „Heil Dir im Siegerkranz“, begleitet von sämtlichen Berliner und Potsdamer Regimentskapellen.

Darauf betrat Reichskanzler Graf Wilow die Rednertribüne, die auf dem mittleren Absatz der großen Freitreppe des Schauspielhauses errichtet war, und hielt folgende Ansprache:

Hochverehrte Festgenossenschaft! In diesen Tagen, da irregeleitete Massen immer mehr in den Kampf für niedrige materielle Interessen versunken sind, ist es eine bittere Notwendigkeit, sich in den Dienst der ewigen Ideale zu vertiefen, wie sie unsere große Erzelenz des Musenreiches, Friedrich v. Schiller, allezeit vertreten hat. In einer Zeit, wo an den Grundlagen unserer Kultur genagt wird, wo man selbst russische Großfürsten mit feigen Bomben mordet, ist es uns allen ein tiefes Bedürfnis, dem Manne zu huldigen, der solche Untaten stets verabscheut hat. Gegenüber den Karren und Phantasten, die um eines erträumten Zukunftsstaates willen, dieses fürchtbaren Zuchtstaates, die ewigen Güter von Thron, Altar, Vaterland, Armee und Landwirtschaft zerstören, hat uns Schiller gelehrt, auf

der mittleren Linie zwischen den Ansprüchen der menschlichen Ungeduld und der realpolitischen Notwendigkeit im Dienste der Ordnung die vollendete Harmonie aller berechtigten Interessen zu erstreben. So ist unser Friedrich von Schiller nicht tot. In einer Zeit, da auch die hehre Kunst in den Stein gesunken ist, wird uns Schiller doppelt wert als Vorbild einer wahrhaft idealen Kunst. Darum glaube ich diesen schönen Tag nicht besser ehren zu können, als durch die freudige Mitteilung, daß Gott sei Dank das reine Feuer der wahren Kunst immer noch glüht. Noch gibt es Nachfolger Schillers im deutschen Land. Noch wird das Banner der ewigen Ideale hochgehalten. Und darum freue ich mich, mitteilen zu können, daß die Schiller-Preise der letzten zehn Jahre dem berufenen Nachfolger Schillers, unserem Major Lauff auf einmal verliehen sind, unter gleichzeitiger Beförderung zum Oberst der Kavallerie. Noch gilt Schillers Wort, in dem sich unseres Genius ganzes Wesen zusammenfassen läßt:

Drum soll der Sänger mit dem König gehen,
Sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen.

In diesem Sinne bitte ich Sie einzustimmen in den Ruf: Seine Majestät, unser allergnädigster Kaiser und König: Hurra! Hurra! Hurra!

Darauf nahm das Wort der konservative Abgeordnete v. Normann zu folgender Ansprache:

Nach den erhabenen Worten des Herrn Reichskanzlers kann ich mich kurz fassen. Wir alle stehen ganz auf dem Standpunkt des genialen Dichters, der sehr richtig bemerkt hat:

Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn,
Verstand ist stets bei weilen nur gewesen.

Meine Herren! Die einzige passende Ehrung Schillers wäre unseres Erachtens die Beseitigung des allgemeinen Wahlrechts. Schließlich möchte ich darauf aufmerksam machen, daß Schiller ein begeisterter Verehrer der Ceres war. Ceres ist aber die Landwirtschaft, für die wir ja nun den gesteigerten Zollschutz haben. Das ist aber noch nicht genug. Ich schließe mit den Worten des erhabenen Dichters:

Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr alles freudig setzt an ihre Ehre.

Es folgt eine Ansprache des Zentrumsführers Spahn: Schiller ist eine leuchtende Gestalt, die wie ein herber Aufprediger in unsere Tage entgeglichen Sittenverfalls tritt. Gilt nicht von den heutigen Zuständen das Wort des Dichters: „Das muß immer faulen und fressen“, um von Schimmerem zu schweigen? Lehnt man sich nicht auf gegen die von Gott gesetzte Obrigkeit, wo doch der Dichter gesagt hat: „Gehorsam ist des Christen Schmutz“? Herrscht nicht auf unseren Universitäten ein heidnischer und aberwitziger Götzendienst sogenannter Wissenschaft — trotz dem Worte Schillers:

Nur der Irrtum ist das Leben
Und das Wissen ist der Tod.

Immer frecher erhebt die Gottlosigkeit ihr Haupt. Schiller aber hat gesagt:

Es lebt ein Gott zu strafen und zu rächen!

Und endlich soll uns in dieser Zeit des immer wachsenden Mammonsdienstes das Wort ins Ohr gellen:

Nicht an die Güter hänge dein Herz!

Mit elastischem Schritt betritt darauf der nationalliberale Abgeordnete Bassermann die Tribüne, um etwa folgendes zu sagen:

Die kaiserlose, die schreckliche Zeit, von der Schiller gesprochen, ist vorüber. Was der Dichter in seinen kühnsten Träumen nicht zu hoffen gewagt, ist herrlich erfüllt. Freilich, noch ist nicht alles getan. Wir müssen weiter auf der Bahn maßvollen und besonnenen Liberalismus. Auf der einen Seite drängen die Mächte der Reaktion. „Wehe, wenn sie losgelassen!“ Auf der anderen Seite unterminieren die vaterlandslosen Umstürzler das nationale Gefüge. Ich aber sage mit Schiller:

Wenn sich die Völker selbst befreien,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihen.

Freilich, noch ist die bestehende Gesellschaft im Mark gesund und ruft den Revolutionären gebieterisch zu:

Das Auge des Gesetzes wacht!

In diesem Augenblick geziemt es sich, auch der Frauen zu gedenken. Wir sollten ihren vernünftigen Bestrebungen auf Selbstständigkeit nicht entgegentreten. Schon Schiller sagt:

Ehret die Frauen! Sie flechten und weben
Himmliche Rosen ins irdische Leben.

Um so nachdrücklicher müssen wir uns allen übertriebenen Emanzipationsgelüsten entgegenstellen. Wir Deutschen wollen nicht, daß unsere Weiber zu Hyänen werden! Diesen Hyänen rufen wir mit Schiller zu:

Du fragst
Nach Dingen, Mädchen, die dir nicht geziemen!

Vor allem jedoch gilt es, die nationale Gesinnung an Schillers Feuer zu wärmen:

**Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen,
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft.**

Die Reihe der offiziellen Redner aus den Parlamenten beschließt der freisinnige Volksparteiler

Müller-Meinungen: Denn er war unser! Wenn Schiller heute noch lebte, würde er zweifellos Mitglied unserer Partei sein. Auch er hat mit den Waffen des Geistes stets nach zwei Fronten gekämpft, gegen die Revolution und gegen die Reaktion. Es ist nicht zu leugnen, daß in unserer Zeit das Byzantinertum überhandnimmt. Wer aber hat so energisch wie das freigesinnte Bürgertum immerdar den von Schiller geforderten Mannesmut vor Königstronen betätigt! Ich gestehe offen, im Namen meiner ganzen Partei:

Ich kann nicht Fürstendiener sein.

Darum sind wir aber doch keine Republikaner, sondern aufrichtige und überzeugte, allezeit getreue Monarchisten. Und wenn die Heinge-Männer die Kunst an die Bekleidungsindustrie, die Schule an die Kirche ausliefern wollen, dann scharren wir uns um den Thron und rufen in unentwegter Müdigkeit:

Geben Sie Gedankenfreiheit!

Bis hierher war die Feier gediegen. Es sollten nunmehr Vertreter der Zünfte, Universitäten, Kunstschulen usw. zum Worte kommen. Da stieg plötzlich ein Unbekannter die Stufen empor, ein hagerer, häßlicher Mensch mit langer Perücke, Spitzhaube und Totenflecken auf den geschönten Waden. Er hüpfelte eine Weile, bis er zu Atem kam, dann schritt plötzlich von der Tribüne eine unangenehme zornige Stimme, deren Wut durch den schwäbischen Dialekt nicht gemildert wirkte:

Tretet zurück ihr menschlichen Gesichter — ah (mit frechem Zähneblöken gen Himmel). Hät' ich nur seinen Weltbau zwischen diesen Zähnen. — Ich fühle mich aufgelegt, die ganze Natur in ein grimmes Schreien zu zerbrechen, bis sie aussieht wie mein Schmerz —

Bei diesen Worten entstand in der Festgesellschaft ein ungeheurer Tumult. Man rief: „Er lästert Gott.“ „Ein Verrückter!“ „Ein Sozialdemokrat hat sich eingeschlichen.“

Der hagerer Mann aber geisterte weiter:

Ihr Pöbel, worunter ich nicht die Mistpanscher allein, sondern auch und noch vielmehr manchen Federhut, und manchen Treppenrock, und manchen weißen Stragen zu zählen Ursache habe. . .

Das weitere ging im Lärm verloren. Graf Bülow blätterte ratlos im Biemann.

Und abermals erhob der Unhold seine Stimme und schien zu irgend einer fernem Masse zu sprechen:

Führe die Wände gerade nach des Edelmannes Schloß! Zerß ihn aus dem Bette, wenn er schläft, oder in den Armen der Wollust liegt, schleppe ihn vom Mahle weg, wenn er besoffen ist, reiß ihn vom Kreuzstuh, wenn er betend vor ihm auf den Knien liegt!

Was wollte der Kerl? Offenbar ein wahnsinniger Anarchist! Und wieder hörte man das Getöse:

Kritt her Maler. So trotzig stehst du da, weil du Leben auf toten Tüchern heuchelst, und große Taten mit kleinem Aufwand verewigst. Du prahlst mit Poetenhüte, der Phantasie marklosem Marionettenspiel, ohne Herz, ohne tatenerwärmende Kraft; stürzest Tyrannen auf Leinwand; — bist selbst ein elender Sklave! Machst Republikan mit einem Pinsel frei; — kannst deine eigene Ketten nicht brechen? Geh! Deine Arbeit ist Gaukelwerk — der Schein in weiche der Lat.

War das nicht direkte Aufforderung zum Hochverrat? Der Mensch mußte unschädlich gemacht werden. Der aber wehrte sich vor den Andringenden, die ihn hinterstößen wollten, und kreischte:

Der Mensch ist mehr als Sie von ihm gehalten.

Des langen Schlammers Wände wird er brechen

Und wiederfordern sein geheiligt Recht.

Das war nun nicht länger zu dulden! Nachtwoll und dringend türmten sich die Aulse der Festgesellschaft: „Schutzmann! Schutzmann!“ Endlich erschienen ein Duzend Schutzleute, zogen den sich heftig Sträubenden von der Tribüne, schlugen ihn mit blanken Säbeln und Gummischläuchen, und schleppten ihn gefesselt durch die ängstlich zurückweichenden Reihen; ein paar Trompeter hieben ihm die Instrumente auf den Kopf.

Der Verbrecher sollte geradeswegs vor die vierte Strafkammer zur Aburteilung geschleppt werden. Plötzlich aber war er verschwunden. . .

Am nächsten Morgen fand man das Schiller-Denkmal zerbrochen, vom Sockel gestürzt und wie mit blutigen Striemen bedeckt. In den Händen hielt der Torso einen Band der Werke Schillers, und wie man ihn aufblätterte, fand man ganz tolle Stellen darin, rot angestrichen.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ vermerkte die Nachricht, daß die Schandtat offenbar von den Sozialdemokraten ausginge, die den Haß gegen den großen vaterländischen Dichter durch die Entsendung eines blutrünstigen Emissärs zur Störung der Schillerfeier — er sei leider den Armen der Gerechtigkeit entwischt — und dann durch die Denkmalschändung betätigt habe. J o o.

Kleines feuilleton.

st. Der Funken Sonntag. Ein Ueberrest des Kultus des altgermanischen Donnergoties Donar (Thor) ist das Funken schlagen am ersten Fastensonntag, eine Frühlingsfeier, bei der man in Oberschwaben auch mit Fadeln über das Saalfeld zieht, um den schlafenden Samen wachzurufen. Der Gott hielt streng an diesem jeinem Ehrentag. Daher heißt es bei den älteren Leuten in Letznang (Bezirksstadt im württembergischen Donaukreis), wenn die Menschen am Funken Sonntag keine Funken machen, macht der Herrgott Mißfunken durch ein Donnerwetter. Auch von der Heiligung des diesem Gott geweihten Vochentags, des Donnerstags, wogegen vereint die christlicher Missionare so lange anzulämpfen hatten, sind noch Spuren vorhanden. Erbsen, die ideoischen Abbilder der himmlischen Wetterfugeln, sind übliches Donnerstagsgericht. In den drei heiligen Donnerstagsnächten vor Weihnachten, den „Knöpfelnächten“ (Knöpfe-Klöbe), wirft man Erbsen an die Fenster. Vermutlich lebt im Himmelfahrtstag, der immer auf einen Donnerstag fällt (wie auch der katholische Fronleichnamstag), der altheidnische Kultustag des Gottes Donar fort. Darauf deutet der Aberglaube, daß es an demselben immer ein Gewitter geben muß. Auch wurde früher an diesem Tage die Markung umwandelt, um die Felder zu segnen. Noch heute sammelt das junge Volk in aller Frühe die niedlichen „Himmelfahrtblümlein“, die, in kleine Kränze gewunden, das Haus vor Mißschlag bewahren sollen. —

— Ueber die Kultur der Weichselrohre. Die Pfeifenrohrindustrie begnügte sich anfangs, die Zweige des wilden Kirschbaumes zu benutzen, bis Farbe und Wohlgeruch des sogenannten türkischen oder Steinweichselbaumes (Prunus Mahaleb) diesen vorzugsweise geeignet erscheinen ließen, um ihn für Pfeifenrohre zu verwenden. Dieser Wohlgeruch des Baumes rührt von einem Stoffe, welcher mit dem angenehmen Niesstoffe von Waldmeister, frischem Heu, Tonkabinen und vielen anderen duftenden Pflanzen identisch sein dürfte. Da der Baum in Niederösterreich, im Wadener Gebiete, wild vorkommt, so hatte man früher nur dessen halbwegs brauchbare Aeste gesammelt und aus ihnen Pfeifenrohre verfertigt. Weil aber solche Aeste oder Triebe im verwilderten Zustande weder die gehörige Stärke, noch weniger die Länge und Glätte erreichten, welche ein Pfeifenrohr haben soll, so ist man darauf verfallen, den Baum aus Samen zu ziehen. Die eigentliche Weichselrohrkultur als solche hat, wie die „Zeitschrift für Drechsler, Eisenbearbeitung und Holzbildhauer“ in Leipzig ausführt, in Waden erst in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts begonnen, und zwar mit sehr bescheidenen Mitteln, wogegen jetzt die Weichselrohrsärten den Flächeninhalt von sehr vielen Acren umfassen, und noch immer neue Weichselrohrkulturen angelegt werden. Sogar die kleineren Gartenbesitzer ziehen, wenn sie in ihrem Garten dazu ein passendes Plätzchen finden, Weichselrohre und verkaufen sie dann entweder an die größeren Kultivateure oder an die Pfeifenrohdrechsler; der Preis richtet sich natürlich nach der Qualität. Ein schönes Weichselrohr muß gleichmäßig gewachsen, glatt, ohne jede Verletzung, die Rinde dunkel und riechend sein, um als schöne Ware gelten zu können. Wie jede Pflanze durch besondere Pflege veredelt wird, so haben auch hier die Weichselrohre durch besondere Pflege eine Vollkommenheit erreicht, die nichts zu wünschen übrig läßt. Man hat wohl auch versucht, den Weichsel anderweitig anzupflanzen, doch nur mit geringem Erfolg, denn zu der Kultur des Weichselbaumes gehören langjährige Erfahrungen, und hauptsächlich spielt die Beschaffenheit des Bodens dabei eine Rolle mit. Die Verpflanzung eines größeren Weichselgartens beansprucht gewöhnlich 3 Jahre, denn volle 3 Jahre müssen die Weichselpflanzen gepflegt werden, ehe man alljährlich Pfeifenrohre schneiden kann. —

Theater.

Kleines Theater. „Sanna“. Schauspiel in fünf Aufzügen von Hermann Vahr. — Durch Kritik wird niemand zum Dramatiker, aber man sollte meinen, daß eine viele Jahre lang fortgesetzte kritische Tätigkeit, die Prüfung hunderteter von Stücken auf die Ursachen ihrer Wirksamkeit und ihres Versagens einen Instinkt entwickeln müsse, der bei dem Versuche eigenen Schaffens eine Schutzwehr gegen ein gewisses Uebermaß theaterwidriger Entgehnungen bildet, — zumal bei einem so geistreich feinsinnigen Essaffen wie dem Wiener Vahr. Nicht nur vor dem schlimmsten Uebel, der Bühnenlangweile, meinte man bei ihm sicher zu sein, sein Schauspiel „Der Meister“, im Vorjahre auf dem Deutschen Theater aufgeführt, ließ von dem neuen Werke etwas positiv Interessantes erwarten, keine Poesie, wohl aber Anregung und Spannung. Es pulsire Theaterblut im „Meister“, mit ledern, flotten Strichen skizziert, traten die geschickt kontrastierten Figuren einander gegenüber, den Dialog beflügelte ein munterer Witz und in rascher Steigerung, sehr eigenartig das Problem der freien Liebe und der individuellen Selbstherrlichkeit beleuchtend, bewegte sich die Handlung fort. Um so ärger war diesmal die Enttäuschung. Keine Spur erinnerte an die berühmte Gewandtheit Vahrs; man erhielt den Eindruck eines ungefügen Erstlingswerkes, indem der Autor nur ganz äußerlich, ohne jede lebendige Anschauung, wie das geschriebene Wort denn von der Bühne her gesprochen klingen werde, die dramatischen Formen nachahmt. Quälend langsam schleppen sich die Situationen hin und nähnen in ein Meer von Tränenlosigkeit. Die Bühne steht unter Wasser, indes die Augen der Zuschauer trocken bleiben, man spürt kein Mitleid, nur die Nervensolter.

Viel literarische Reminiszenzen haben mitgearbeitet. Das Hin- und Herlaufen nach dem nächtlichen Selbstmord der Gelbfin — ein Effekt, von dem der Autor sich besonders viel Stimmung versprochen haben mag, der aber wirkungslos verpuffte, ist wohl auf eine ähnliche Szene in Gorkis „Kleinbürgern“ zurückzuführen. Und das Thema der höheren Dichter, die aus Mangel standesgemäßer Ausgestaltung nicht heiraten können und so elend verflümmern, wurde ja seit Gabriele Reutens „Aus guter Familie“ unendlich häufig in Romanen und Novellen wiederholt. Der Stil der Darstellung aber erinnert insbesondere an „Die Raben“ Henry Deques. Doch wenn das Drama des Franzosen in seinem noch primitiv ungelentem, nüchtern phantasielosen Naturalismus als Bruch mit der damals herrschenden konventionellen Theatermanier einen bedeutenden Fortschritt bezeichnen, fällt die „Sanna“ Wahrs selbst hinter das mittelere naturalistische Niveau, wie es heut im Schauspiel entwickelt ist und in dieser Saison etwa durch Dreher's „Siebzehnjährige“, Holz' „Traumulus“, Hirschfeld's „Nebeneinander“ repräsentiert wurde, weit zurück. — so sehr verzeilt sich das Stück, so sehr entbehrt es in seiner breiten Ausspannung belangloser Momente einer einheitlichen, anspannenden und erregenden Konzentration. Eine intime Wirkung, wie sie Wahr mit seiner Schilderung erzeugen wollte, kann nicht bestehen, ohne solchen Hinterhalt. Einzelne Blüße, die man anderswo vielleicht sehr fein empfunden haben würde — so in dem Verhältnis der Schwestern zueinander — gingen in dieser losen zerstreuten und zerstreuten Zusammenfügung fast ohne Nachhall vorüber.

Das Stück spielt in dem Hause einer österreichischen Beamtenfamilie, die ihre Hoffnungen auf einen achtzigjährigen künftigen gewordenen, böshaftern Junggesellen, den Hofrat Furnian, setzt. Die Erbchaft dieses widerwärtigen Knauzes soll den wigen Sorgen ein Ende machen; man hofiert ihn mit heißem Bemühen, und als Sanna, gleich der Schwester Luise ein stark und leidenschaftlich fühlendes Mädchen den Antrag eines jungen Leutnants erhält, da bittet der gärtlich besorgte Vater den Greis, die Kaution, von der der Ehetonsus abhängt, zu hinterlegen. Umsonst. Sanna, der die Mutter, hart geworden im Kampfe des Lebens, mit knappen kühlen Worten mitteilt, daß sie nun verzichten müsse, träumt von Romantik und Wundern. Sie will nicht entsagen, wie Luise es getan, und phantasiert sich einen Leutnant nach ihrem Herzen zurecht, der um der Liebe willen, den Eltern trogend, Stellung und Karriere in die Schanze schlagen wird. Natürlich denkt der Freier nicht daran, und sie nimmt sich das so sehr zu Herzen, daß sie, vom Ball zurückgekehrt, sich aus dem Fenster stürzt. Am den vierten Akt, in dem das Unglück passiert, zu füllen, wird ein Verrücktheits-Intermezzo des alten Hofrats und eine endlos lange peinigende Szenenfolge, in der Vater und Schwester die Verstörte zu beschwichtigen suchen, eingeschoben. Diesem Akt der Hysterien schließt sich der Akt des Weinens an. In der Tat nichts anderes geschieht im letzten Aufzug. Sanna liegt aufgebahrt als Leiche im Hinterzimmer, und einer nach dem anderen kommen die Leidtragenden schluchzend zur Tür herein. In- des man soll nicht ungerecht sein. Einen Trid hat Wahr sich für den Schluß noch aufgespart. Das Stück spielt laut Theaterzeitung 1847, im letzten Jahr des alten Regims, und die große Zeitenwende kündigt sich sinnvoll darin an, daß der alte, extra zu diesem Zwecke wieder vernünftig gewordene Hofrat am Totenbett der Selbstmörderin etwas vom Staat und vom Segen des Gehorsams redet, worauf Schwester Luise, die Tote verteidigend, pathetisch an das Recht der individuellen Selbstbestimmung appelliert. So wird dem trivialen Ereignis, das sich heute wiederholen kann, am Ende gar noch ein zeit-symbolisches Schwänzchen angehängt. Von den Nebenfiguren haben nur Hansl, die jüngste der Schwestern, ein neugierig gewesener kleiner Rader und der scheinheilich lüsterne katholische Schulrat, der sich als Venerber an Sanna herandrängt, ein deutlicheres Gepräge, die anderen verschwinden.

Gespielt wurde, wie immer im kleinen Theater, sehr gut. Pagay als Hofrat, Lucie Höflich als Sanna, Tilla Durieux als Luise, Hedwig Wangel als Mutter und Steinrück als fleischig-fleischlicher Schulrat, vor allem die Ehsoldt als das verdorbene Nesthähnchen gaben ihren Rollen so viel Wirklichkeit, als bei den kümmerlichen Grundlagen des Stückes nur immer möglich war. Aber in der Hauptsache ließ sich nichts retten. Das Publikum vermochte auf die Dauer die Strapazen nicht zu ertragen und rebellierte zum erheblichen Teil mit energischem Pfischen. Das langsame Spieltempo in den larmoyanten Szenen, durch das die Regie die Stimmung hatte erhöhen wollen, stachelte nur noch mehr zur Ungeduld. — dt.

Medizinisches.

hr. Erfolge der Schutzimpfung gegen Hundswut. Es sind jetzt zwanzig Jahre her, seitdem Pasteur seine Schutzimpfung zum erstenmal an einem von einem toten Hunde gebissenen Menschen erprobte. Es handelte sich um einen neun-jährigen Knaben, der vierzehn schwere Wunden am Körper aufwies, so daß er nach übereinstimmender Ansicht der Fachmänner unrettbar der Hundswut verfallen mußte. Der Knabe wurde durch die Impfung gerettet. Seitdem ist das Verfahren, dem man zuerst, namentlich in Deutschland, mit Zurückhaltung begegnete, in steigendem Maße angewendet worden; es gehört zu den segensreichsten Erfindungen der medizinischen Wissenschaft und hat einer ungeheuren Zahl von Menschen das Leben gerettet. Es gibt jetzt

40 Pasteurinstitute in allen Weltteilen, und nach den Berechnungen Dr. Bernsteins sind in den letzten 18 Jahren im ganzen 104 347 Personen geimpft worden. Der Prozentsatz der Gestorbenen betrug dabei 0,54. Das Verfahren Pasteurs besteht bekanntlich darin, daß man abgeschwächten Impfstoff der Hundswut durch allmähliches Austrocknen von Stücken des Rückenmarks wutranter Kaninchen herstellt. Das Verfahren ist natürlich im Laufe der Jahre ständig ausgebaut und verbessert worden. Man hat es wirksamer und bequemer gestaltet, man hat ein stärkeres Gift angewendet, die Einsprinkungen sind statt unter die Haut in die Blutgefäße vorgenommen worden, die Kur wurde wiederholt, und zur Abschwächung des Giftes statt Trocknung des Rückenmarkes eine Verdünnung mit Salzsäurelösung vorgenommen. Daher sind die Resultate der Impfung immer besser geworden, und Schädigungen durch dieselbe kommen nicht mehr vor. Auch gegen den Biß toller Wölfe hat sich das Pasteurische Verfahren bewährt, auf welchem Gebiete Professor Babes in Budapest hervorragend gearbeitet hat. Zu dem Erfolg der Impfung trägt auch viel der Umstand bei, daß das Verfahren überall unentgeltlich ist. Je früher die Impfung vorgenommen wird, desto sicherer ist der Erfolg. Letzterer hängt auch vom Sitz der gebissenen Stelle ab. Kopfverletzungen sind schlimmer als Verletzungen der übrigen Körperteile. Daher ist auch nach der Impfung die Anzahl der Gestorbenen bei den am Kopf Verletzten eine größere. Die Impfung gewährt einen Schutz, der etwa drei Jahre anhält. —

Humoristisches.

— Schwer zu sagen. . . . Wer ist denn eigentlich schuld an der Scheidung, Frau Nachbarin? Er oder sie?
„Da hört man verschieden reden. Die einen sagen so und die anderen so!“
„Sagen denn mehr so, oder mehr so?“ —
— Verfrühter Seufzer. „Wie gefällt Dir's denn im neuen Amt?“
„Gar nicht! . . . Ach, wenn nur die vierzig Dienstjahre schon herum wären!“ —
— Durch die Blume. Lehrling: „Ich muß mich immer wundern, Meesterin, daß Sie in Ihrem Alter noch mit bloßem Auge die Wurst so fein schneiden können!“
(„Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Eine Gesamtausgabe der Werke Theodor Fontanes veranstaltet der Verlag F. Fontane u. Ko., Berlin. Subscriptionspreis pro Band geb. 3 M., geb. 4 M. Der 1. Band ist soeben ausgegeben worden. —
— Der Schwäbische Schiller-Verein bringt im Herbst eine dritte Auflage (25 000 Exemplare) von Schillers Gedichten und Dramen in einem Bande zum Preise von einer Mark heraus. Bestellungen sind an das Schachmeisteramt des Schwäbischen Schiller-Vereins, Stuttgart, Kanlzleistraße 26, zu richten. —
— Heinz Tobotes dramatischer Erstling wird im Herbst die Uraufführung im Leipziger Stadttheater erleben. —
— „Benedek, ein österreichisches Soldatendrama“, von Ferdinand v. Feldegg, das vom Grazer Landestheater zur Aufführung angenommen war, ist von der Zensur verboten worden. —
— Die Münchener Künstlergenossenschaft wird auf der Großen Berliner Kunstausstellung 1905 mit einer Kollektivausstellung vertreten sein. —
— Die Münchener Sezession hat in ihrer letzten Generalversammlung den Beschluß gefaßt, in ihrem Ausstellungsgebäude am Königsplatz eine moderne Galerie zu gründen. —
c. Höhlenmalereien in Spanien. Ueber Malereien und Zeichnungen an den Wänden der Höhle von Altamira in Santander (Spanien) berichten die beiden Entdecker E. Cartailhac und der Abbé S. Breuil in der Zeitschrift „L'Anthropologie“. Die Höhle hat eine Länge von 280 Meter. In einer Vertiefung zur Linken, nicht weit vom Eingang entfernt, befinden sich große Fresken. Eine schmale Vertiefung davor ist mit roten Figuren geschmückt. In der den Abschluß bildenden Galerie fand man Zeichnungen in Schwarz, viele Figuren von Bisons, Hirschen, Wild und anderen Tieren, zwei menschliche Figuren, anscheinend mit Tierköpfen und erhobenen Händen, einige polychrome Darstellungen von Bisons und Hirschen und andere Werke, die ein bemerkenswertes künstlerisches Geschick verraten. —

— Unter dem Titel „Biologie, praktische Bedeutung und Bekämpfung der Mistel“ hat das Gesundheitsamt bei Paul Parey, Berlin, Seebemannstr. 10, ein Flugblatt herausgegeben. Einzelpreis 5 Pf., Porto 3 Pf. —